

Hermann Goetz

Adami Tullu

Die Erinnerungen
des Deutsch-Äthiopiens
Hermann Goetz
(1878–1970)

herausgegeben
von Peter Cornelius Mayer-Tasch
und Marina Mayer-Tasch

SACHBUCH

 Springer

Adami Tullu
Die Erinnerungen
des Deutsch-Äthiopiens
Hermann Goetz (1878–1970)

Hermann Goetz

Adami Tullu
Die Erinnerungen
des Deutsch-Äthiopiens
Hermann Goetz (1878–1970)

herausgegeben von Peter Cornelius
Mayer-Tasch und Marina Mayer-Tasch

Hrsg.

Peter Cornelius Mayer-Tasch
Schondorf a.A., Deutschland

Marina Mayer-Tasch
Bonn, Deutschland

Hermann Goetz

ISBN 978-3-658-32598-5 ISBN 978-3-658-32599-2 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-32599-2>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert an Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2023

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandabbildung: Deblük unter Verwendung des Fotos: Die ‚Goetzburg‘ auf dem Kakteenhügel, Weihnachten 1935 (Nachlass H. Goetz)

Planung/Lektorat: Frank Schindler

Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Das Papier dieses Produkts ist recyclebar.

Vorwort der Herausgebenden

Der Urenkelin unseres Groß- bzw. Urgroßonkels Hermann Goetz, Elisabeth Abebe-Amede, ist es zu verdanken, dass seine gemächlich beginnenden, dann aber weithin abenteuerlichen Erinnerungen letztlich in die von ihm gewünschten Bahnen gelangten. In dem Bemühen, sie vor der Veröffentlichung im Familienkreis zu belassen, hat sie den Text im Spätherbst 2018 in unsere Hände gelegt.

Vorweg anzumerken ist, dass die Herausgeberin und der Herausgeber sich bemüht haben, die nicht durchweg chronologisch oder thematisch stringent strukturiert überlieferten Erinnerungen nach Hauptabschnitten und mit Zwischenüberschriften zu gliedern, um die Transparenz des Textes zu erhöhen. Dafür, dass dies angesichts der wohl zu unterschiedlichen Zeiten verfassten Vorlage nicht vollständig gelingen konnte, bitten wir die Leserinnen und Leser um Verständnis. Zu mehr als diesem Eingriff fühlten wir uns um der Authentizität der Erinnerungen willen nicht berechtigt.

Angesichts der Tatsache, dass Hermann Goetz seine Schulzeit noch gänzlich im 19. Jahrhundert verbrachte und Deutschland bereits im Alter von 23 Jahren verließ, um danach nie mehr zurückzukehren, bedurfte der Text im Übrigen auch einer Überprüfung und Bereinigung nach Syntax, Orthographie und Interpunktion, um ihn für uns Heutige gut lesbar zu machen. Wir haben uns jedoch bemüht, auch einige leicht antiquierte Redewendungen und Schreibweisen beizubehalten, um nicht die Authentizität der u. a. für Sozialhistoriker, Ethnologen und Volkskundler hochinteressanten Erinnerungen zu gefährden. Dasselbe gilt auch für einige aus heutiger Sicht in erster Linie dem sozialen und politischen Herkunftsmilieu des Autors der Erinnerungen sowie auch dem Zeitgeist geschuldete Werturteile, die als zeitgeschichtliche Dokumente so belassen wurden, wie Hermann Goetz sie niederschrieb. Die Persönlichkeiten und Geschehnisse der Zeitgeschichte, denen er in Abessinien begegnete oder auf die er Bezug nahm, werden – soweit dies nicht schon aus dem Zusammenhang hinreichend verständlich wird – in den Fußnoten kurz kommentiert. Und soweit uns dies erforderlich erschien, wurden auch sonstige, heute nur noch regionalspezifisch oder literarisch verständliche Bezüge in den Anmerkungen erklärt. Im Übrigen erlauben das im Anhang angefügte Glossar und das Personenverzeichnis den ständigen Rückgriff auf erklärungsbedürftige Begriffe und historische Ereignisse.

Den Herausgebenden ist bewusst, dass die in den Erinnerungen häufig verwendete Bezeichnung „Galla“ für Angehörige der ethnischen Gruppe der Oromo heute einen stark negativ gefärbten Beiklang hat und daher als ethnische Bezeichnung von der Oromo-Bevölkerung Äthiopiens zurückgewiesen wird. Dennoch sollte der überlieferte Text der in den frühen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verfassten Erinnerungen auch in dieser Hinsicht als Originaldokument beibehalten werden, zumal der Begriff „Galla“ (ebenso wie die heute veraltete Bezeichnung „Arussi“ für eine weitere Untergruppe der Oromo) zum damaligen Zeitpunkt wertneutral als „Stammes“ bezeichnung verwendet wurde.

Um den Lesenden zusätzlich einen authentischen Blick auf die in seinen Erinnerungen nur noch sehr fragmentarisch aufscheinenden letzten Lebensjahre zu ermöglichen, haben wir dem Text der Erinnerungen auch noch einen Bericht von Elisabeth Mayer-Tasch, der Nichte von Hermann Goetz (unserer Mutter und Großmutter) über ihre Reise nach Adami Tullu im Jahre 1958 angefügt, der 1958/59 in zwei Folgen im „Einhorn“, dem Lokal- und Regionalmagazin der Stadt Schwäbisch Gmünd, publiziert wurde.

Abgerundet wird dieser Bericht durch den Nachruf des Schriftstellers und Afrika-Korrespondenten Herbert Kaufmann über den „Tod von Opa Goetz“, der am 09.01.1971 in der FAZ erschien.

Über seine Familienverhältnisse äußert sich Hermann Goetz nur sehr zurückhaltend und beiläufig. Fest steht, dass er sich mit einer Verwandten von Kaiser Menelik II. verband und dass dieser Verbindung seine einzige Tochter Hedwig entstammte, die zur Stamm-mutter seiner äthiopischen Nachkommen „mit deutschen Wurzeln“ wurde.

Vor dem Hintergrund der politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Modernisierungsschübe, die das Land seit der – von Hermann Goetz nicht mehr erlebten – Revolution von 1974 erfahren hat, dürften die Erinnerungen nicht zuletzt als ein Dokument des abessinischen *Ancien Regime* von Interesse sein. Dies gilt gerade auch für Deutschland, das seine politischen und wirtschaftlichen Kontakte zu Äthiopien in jüngster Zeit zu intensivieren bemüht ist.

Die Stadt Schwäbisch Gmünd hat ihr Interesse an den Memoiren durch freundliche Unterstützung der Drucklegung zum Ausdruck gebracht, wofür wir dankbar sind. Für die geduldige Mitwirkung an den diversen Überarbeitungsschritten des Manuskriptes haben wir Frau Ulrike Schievelbein sehr zu danken. Und eine große Freude ist es uns, dass sich Dr. Prinz Asfa Wossen Asserate, der Hermann Goetz noch persönlich gekannt hat, spontan bereit erklärte, zu dieser Edition ein Geleitwort beizusteuern. Ihm gilt unser besonderer Dank.

Peter Cornelius Mayer-Tasch
Marina Mayer-Tasch
Sommer 2020

München/Schondorf am Ammersee, Deutschland
Bonn/München, Deutschland

Zum Geleit

Meine Erinnerungen an Opa Goetz

Als ich Opa Goetz zum ersten Mal begegnete, war ich ein Steppke von 10 Jahren.

Damals war ich im Internat der Deutschen Schule in Addis Abeba. Für mich war Opa Goetz die Personifikation eines typisch deutschen Afrika-Auswanderers des frühen 20. Jahrhunderts. Er war klein von Statur, trug immer einen breitrempigen Hut und rauchte ständig Pfeife.

Ich traf ihn meistens, wenn er zum Verkauf seiner Molkereiprodukte von Adami Tullu nach Addis Abeba kam. Nachdem er seine Geschäfte mit der Schulverwaltung erledigt hatte, nahm er sich Zeit für uns Schüler, um uns Geschichten aus alten Tagen zu erzählen.

In meiner Erinnerung geblieben sind seine detaillierten Schilderungen, zum Beispiel von der „Rosengesandtschaft“. Dies war eine deutsche Sondergesandtschaft des Kaisers Wilhelm II., die im Dezember 1904 nach Äthiopien geschickt wurde, um einen Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen. Opa Goetz hat wohl an der prachtvollen Audienz bei Kaiser Menelik II. teilgenommen. Seine detaillierte Beschreibung der Mitwirkenden, der schneidigen Uniformen der Kürassiere und der kostbaren Geschenke, die ausgetauscht wurden, haben uns als Kinder sehr fasziniert.

Ich weiß noch, dass er mich eines Tages zur Seite genommen und versucht hat, mir das deutsche Kaiserlied „Heil dir im Siegerkranz“ beizubringen – ich weiß jetzt nicht mehr, ob ich das jemals zu seiner Zufriedenheit vortragen konnte oder nicht!

Opa Goetz hatte ein großes Talent zum Erzählen. Seine Ausführungen über die Regierungszeit von Kaiser Menelik II. wie beispielsweise vom Bau des Großen Aderash (Festhalle) oder der ersten asphaltierten Straße in Addis Abeba, als Menelik begleitet von seinem Schirmhalter auf einer Dampfwalze gegessen haben soll, sowie der Feste im Kaiserlichen Palast, während derer Unmengen von rohem Fleisch konsumiert wurden, haben mich damals zutiefst beeindruckt und meine Phantasie angeregt.

Da Afrikanern die Geschichte ihres Volkes meist oral weitergegeben wird, werden die Erzähler auf unserem Kontinent sehr hoch verehrt. So war Opa Goetz für mich auch der personifizierte Vermittler meiner eigenen Geschichte.

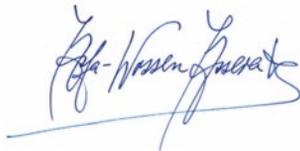
Als ich dann zum Teenager heranwuchs, bemerkte ich, dass sein immerwährender Optimismus für die äthiopische Zukunft abnahm. Damals gab es schon die ersten Studentenrevolten in der äthiopischen Hauptstadt. Opa Goetz pflegte zu sagen: „Wenn der Kaiser nicht schnell etwas dagegen unternimmt, werden wir in Äthiopien Verhältnisse haben wie in Russland im Jahr 1917.“ Das waren prophetische Worte, die sich jedoch erst 1974 bewahrheiten sollten.

Das letzte Mal gesehen habe ich Opa Goetz anlässlich meiner Abiturfeier im Jahr 1968, wo er mir mit einem Pelikan-Füllfederhalter gratulierte, den ich noch sehr lange benutzt habe.

Menschen wie Opa Goetz sind rar. Sie kommen nach Afrika mit ihren Träumen, die sie meistens auch verwirklichen, weil sie wissen, dass sie die indigene Bevölkerung verstehen und akzeptieren müssen. Opa Goetz war nicht der Urtyp eines Kolonialherren, sondern sowohl ein deutscher Patriot, der niemals seine Wurzeln vergessen hat, der gleichzeitig aber auch seine neue Heimat Äthiopien liebte und als ein „Ferengi“ (Ausländer) zum Äthiopier wurde. Auch war er ein entschiedener Gegner der nationalsozialistischen Gesetze, die zwischen 1936 und 1941 auch in der Gesandtschaft in Addis Abeba propagiert wurden.

Opa Goetz war ein Mensch ohne Rassen- und Standesdünkel, der sein langes Leben in friedlicher Koexistenz und Freundschaft mit dem äthiopischen Volk verbracht hat.

Dafür werde ich ihn immer in dankbarer Erinnerung behalten.



Frankfurt am Main
Juni 2020

Prinz Asfa-Wossen Asserate

Inhaltsverzeichnis

1 Die Initialzündung für das Leben in Afrika	1
2 Schulzeit und Jugend	5
Rückblick auf die Kindheit und Schulzeit	5
Lehr- und Wanderjahre	10
In der ‚Freien Schweiz‘	14
Der verhinderte Vaterlandsverteidiger	16
Schicksalhafte Begegnung mit Hans Jannasch	18
3 Aufbruch ins „heiße Land“	21
Der Abschied von Biel	21
Aufbruch von Basel	22
Genua und Neapel	23
In Aden und Djibouti	25
Von Djibouti nach Harar	27
Ankunft in Harar im Jahr 1902	31
4 Erste Etappe: Das Einleben in Harar	33
Kuriose Erlebnisse	33
Lustig ist das Fotografierenleben	35
Lange Postwege und kurzer Prozess	36
„Gemischte Gesellschaft“	39
5 Die Hauptstadt und Begegnung mit Kaiser Menelik II.	43
Erste Reise nach Addis Abeba	43
In Addis Abeba	49
Empfang beim Kaiser	56
Das Reiterspiel am Tauffest	61
Der Diebsucher	62
Hans Jannasch wird Militärinstrukteur	64
Eroberungen und Eigentumsverhältnisse	67
Fürstliche Karawanen	69

6	Begegnungen mit Zeitgenossen aus aller Herren Länder	73
	Der Zimmermann Schanta	73
	Eine verpasste Gelegenheit	74
	Griechisch-italienische Geschäfte mit abessinischen ‚Zugaben‘	75
	„Wer reitet so spät durch Sturm und Wind ...“	77
	Intermezzi auf Russisch	79
	„Il faut cultiver notre jardin“	80
	Europäer unter sich	81
7	Wieder in Harar	87
	Rückkehr nach Harar	87
	Diverse Handelsgeschäfte	90
	Zukunftspläne	92
	Zweiter Abschied von Harar	94
8	Die Straußenfarm als Vision	97
	Eine Demarche bei Minister Ilg	97
	Malaria	98
	Der Durchbruch auf dem Weg zur Straußenfarm	100
	Die Entdeckung von Adami Tullu	104
	Die deutsche Sondergesandtschaft	109
	Aufbruch ins ‚Gelobte Land‘	112
9	Die neue Heimat im Arussiland	115
	Das Arussiland und seine Eroberung durch die Amharen	115
	Der Distriktschef und die neuen Nachbarn	119
	Eßgewohnheiten und Gastfreundschaft	121
	Der Bau des Wohnhauses	125
10	Eine Idee nimmt Gestalt an: Aufbau der Straußenzucht	131
	Zu einer Straußenfarm gehören Strauße	131
	Abholung von Straußen in Dire Dawa	134
	Wieder in Adami Tullu: Philosophie und Straußenzucht	142
	Ungleiche Partner	146
11	Bunte Gäste in Adami Tullu	147
	Der Weltenbummler mit dem großen Koffer	147
	Elephantenjäger Latham und Seefahrer Willi Richert	150
	Dinner im Smoking	152
	Der „Bienenzüchter“ Plazikowski	153
12	Die Freuden der Jagd	157
	„Auf zum fröhlichen Jagen“	157
	Auf Leopardenjagd	159
	Paradiesische Tierwelt an den Seen	160
	Unser Fallensteller	167

13	Wonnen und Wehen des Straußenzüchters	171
	Feuer im Straußengehege	171
	Die Koalition der Regenmacher	175
	Erfolgreiches Brüten	176
	Der Straußenzaun	180
	Wer fängt den Dieb?	181
14	Ethnographische Beobachtungen	185
	Fehde und Versöhnung	185
	Eine Totenfeier	186
	Die rituelle Besessenheit: ‚Saar‘	189
	Hochzeitsbräuche	192
	Sklavenschicksale	204
15	Alltagsleben in Adami Tullu	209
	Federn und Silberreiherr	209
	„Selbst ist der Mann“	215
	Russische Nachbarn	217
	Thronfolge – abessinisch	218
	Erweiterungsarbeiten in Adami Tullu	221
16	Die Zeit des Ersten Weltkriegs	229
	Kriegsausbruch 1914 – der Widerhall in Abessinien	229
	Empfang beim Thronfolger	232
	Rückkehr nach Adami Tullu	237
	Auf Trophäenjagd	238
	Eine Stammesfehde	241
	Die deutsche Gesandtschaft in Kriegszeiten	246
	Entmachtung des Thronfolgers Lij Iyasu	250
	Fern der Politik	251
17	Das zweite Standbein: Die Rinderzucht	255
	Und nun noch Rinder	255
	Der „Impf-Doktor“	256
	Blutsbruderschaft mit dem Räuber Hirbo-Worera	263
	Gefährliche Machenschaften in unsicheren Zeiten	270
	Butter von der Goetzfarm	276
18	In der Nachkriegszeit	279
	„Unrecht Gut gedeiht nicht“	279
	Hinterlist, Korruption und Selbstjustiz	281
	Lügen haben kurze Beine und messerscharfe Hände	284
	Einwanderer aus „Deutsch-Ostafrika“ zu Besuch	285
	Ein unerwartetes Geschenk	287
	Neue Bekannte	289

19	Madame Jannasch – Turbulenzen	293
	Aufregender Damenbesuch.	293
	Der teure Partner.	297
	Möbel-Transport in der Regenzeit	298
	Madame zieht ein	300
	Flucht nach Addis	302
20	Der Prozess	307
	Der Anfang vom Ende.	307
	Anklage und Urteil	308
	Handel und Wandel in der Europäerkolonie	315
	Berufungsprozess und Endurteil.	318
	Das Ende einer Partnerschaft	320
21	Ein anderer Wind auf der Farm	321
	Die Ära Zahn – Vom Regen in die Traufe.	321
	Der Fortschritt marschiert.	323
	Neue Aktivitäten auf der Farm	324
	Zahlende Gäste	327
	Moskitos und Morast	329
	Das Vertrauen schwindet.	330
	Zahn setzt zum (Ab)Sprung an.	335
	Schöne Aussichten	340
22	Wer wird alleiniger Hausherr in Adami Tullu?	343
	Unschöne Auseinandersetzungen	343
	Auf der Zielgeraden	347
	Endlich allein „Herr im Haus“	349
	Das Heuschreckenkonzert.	353
	Zeit des Feierns.	355
	Mit Paramount Pictures auf Flusspferdjagd	357
	Ausflugswirren	359
	Verführungskünste	363
23	Retrospektiven	367
	Politische Reflektionen im Blick auf Europa	367
	Dynastisches	369
	Eigentum und Aneignung	372
	Eine überraschende Hypothese.	374
	Vom „Sich Schmücken“	375
	„Nostalgischer Rückblick“	376

24	Kaiserbesuch und italienische Invasion	377
	Die glücklichsten Jahre	377
	Kaiser Haile Selassie in Adami Tullu	379
	Ein bitterer Verlust	381
	<i>Dolce far niente</i> im Adventistenspital	382
	Hamsterkäufe und Kriegsausbruch	384
	Wettlauf mit dem Tod	387
	Das Rettungskommando	390
	Wieder in Addis Abeba – sicher, aber „arm wie eine Kirchenmaus“	391
25	Nachwort der Herausgebenden	399
26	Anhang	401
	Reisebericht von Elisabeth Mayer-Tasch Teil 1	401
	Reisebericht von Elisabeth Mayer-Tasch Teil 2	411
	Der Tod von Opa Götz	421
	Begriffsglossar	424
	Personenverzeichnis	437

Über die Herausgeber

Peter Cornelius Mayer-Tasch (geb. 1938) Seit 1971 Professor für Politikwissenschaft und Rechtstheorie an der Universität München. 1972–1993 Mitglied des Direktoriums des Geschwister Scholl-Instituts der LMU. 1974 Gründung und Leitung der Forschungsstelle für Politische Ökologie. 1998–2010 Prorektor und Rektor der Münchner Hochschule für Politik. Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher aus dem Bereich der Rechts-, Politik- und Kulturwissenschaften, zuletzt u. a. Die „Buchstaben der Philosophie“ (2017), „Kleine Philosophie der Macht“ (2018), „König Enzo von Sardinien. Gespräche mit dem letzten Staufer“ (2019) und „Weg und Wagnis. Gedichte“ (2019).

Marina Mayer-Tasch (geb. 1965) M.A., Studium der Ethnologie/Afrikanistik, empirischen Kulturwissenschaften und Kunstgeschichte an den Universitäten München (LMU), Berlin (FU) und Zürich. Zusatzstudium Masterstudiengang Evaluation in Saarbrücken. Tätig als Projektmanagerin, Evaluatorin, Gutachterin und Expertin für wirkungsorientiertes Monitoring. Evaluation zahlreicher nationaler und internationaler Projekte, Schwerpunkte in den Bereichen Chancengleichheit, Bildung und Entwicklungszusammenarbeit. Umfangreiche Erfahrung in der Beratung und Umsetzung von Projekten staatlicher und nicht-staatlicher Organisationen in Deutschland und Ostafrika.



Die Initialzündung für das Leben in Afrika

1

Man schrieb den 23. Dezember 1901. Da klopfte es an die Tür und herein trat mein Freund Hans Jannasch:

„Na nu, wo kommst Du her in dieser kalten Jahreszeit?“ fragte ich erstaunt.

„Mein Vater¹ wünscht, dass ich den deutschen Handel nach Abessinien bringe“.

„Kann ich da nicht mitkommen?“ warf ich ein.

„Eben deshalb bin ich gekommen, um Dich zu fragen, ob du nicht mitkommen willst. Wie Du weißt, bin ich in kaufmännischen Dingen ein wahres Waisenkind ...“. In diesem Augenblick trat mein Patron – Monsieur Louis Türler – ins Büro. Ich stellte vor und knüpfte die Frage daran, ob er mir erlaube, den Herrn zur Bahn zu begleiten, da sein Zug um halb eins abgehe. Dies wurde bereitwilligst erlaubt, und so saßen wir nach zehn Minuten im Bahnhofsrestaurant in Biel und besprachen unser zukünftiges Zusammensein: Gewinn und Verlust werde zu gleichen Teilen geteilt, die privaten Ausgaben bestreite ein Jeder selbst. Der Tag der Ausreise stand noch nicht fest; jedenfalls sollte ich am 1. Februar in Basel eintreffen. Punktum!

Wir gaben uns zur Bekräftigung dieser unserer Abmachung die Hand, und Jannasch bestieg den Zug, der ihn nach Basel zurückbrachte. Jeder war von der Aufrichtigkeit des Andern überzeugt, denn dazumal gab es noch Treu und Glauben in der Welt!

Das Erste war, dass ich meine Lieben zu Hause benachrichtigte, dass ich am Weihnachtstag sie besuchen kommen würde. Dann bat ich meinen Patron, mir zu erlauben, über Weihnachten meine Verwandten zu besuchen, was er mir gerne zusagte, da ja bis Neujahr sowieso nicht gereist werden konnte.

¹Prof. Dr. Robert Jannasch, Nationalökonom, Inhaber der Exportbank Berlin und Vorsitzender des ‚Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland‘.

Gespannt waren Mutter und Schwestern, als ich um zehn Uhr abends in Schwäbisch Gmünd ankam. Gespannt waren sie alle, denn dass ich nur eines Besuches wegen kam, glaubte man mir nicht, das fühlte ich; andererseits wollte ich auch nicht gleich mit der Türe ins Haus fallen. Nach dem Abendbrot setzte sich Mutter in Großvaters Polstersessel und ich auf die breite Lehne neben sie.

„Nun, erzähle mir“, hub sie leise an, „warum bist du eigentlich so plötzlich gekommen? Weißt Du, einer Mutter darf der Sohn alles sagen. Die Mutter hat immer Verständnis für die Sorgen ihrer Kinder.“ Jetzt merkte ich, worauf sie hinauswollte. Und schnell beruhigte ich sie über ihren Irrtum. „Aha“, sagte ich, „jetzt verstehe ich, warum Du vorher die traurige Geschichte von dem Stuttgarter Professorensohn erzähltest, der in seiner Not der Versicherungskasse tausend Mark entwendete, und, während der Kontrolleur nach dem Fehler suchte, sich auf dem Dachboden erhängte“. Was half es, dass nachher Herr Geyer, sein Lehrer in der Bocksgasse, über diesen Dummejungenstreich räsonierte und der unglückliche Vater um seinen einzigen Sohn trauerte?

„Ach, wie schön wäre es, wenn du wieder in unsere Nähe kommen würdest, ich bin überzeugt, dass du bei unseren Verbindungen jederzeit eine gute Stellung in einem hiesigen Kontor bekommen würdest“, usw. Jetzt konnte ich nicht mehr länger zurückhalten. „Du sprichst von Näherkommen, und ich komme, um von Euch Abschied zu nehmen, da ich noch weiter, als es die Schweiz ist, gehen möchte, und zwar nach Afrika ... nach Abessinien.“

Und nun ging's ans Erzählen, wie alles so gekommen war; wie mir längst – ja schon während meiner Lehrzeit – ein Gruseln über den Rücken schlich, wenn ich daran dachte, dass mein Leben fortan hinter dem Ladentisch in Schwäbisch Gmünd sich abspielen werde. Oh – wie habe ich meinen Lehrkollegen beneidet, wenn er seine Zukunft in Afrika uns vormalte – und heute steht der gute Carl Vollmer in Waiblingen und verkauft Heringe.

Dazumal wunderte ich mich, wie gefasst unser gutes Mütterlein diese meine Neuigkeit aufnahm. Beinahe sechzig Jahre währte es, bis ich hinter das Geheimnis kommen sollte. Im Februar 1958 erhielt ich den Besuch meiner lieben Schwester Friederike und meiner lieben Nichte Elisabeth Mayer-Tasch, und Letztere beschrieb ihre Reise im Gmünder ‚Einhorn‘. Da konnte ich lesen, dass eine Zigeunerin schon vor Jahren – ich mag damals fünf Jahre alt gewesen sein – zu meiner Mutter über den Ladentisch, hinter dem ich mit ihr stand, gesagt hatte: „Wenn des Büble groß ist, wird es weit weggehen ins heiße Land, und du wirst es dann nicht mehr sehen.“

„Warum hast du mir das nicht bei Deinem Hiersein erzählt?“ fragte ich später Friederike. „Weil wir Schwestern unserer Mutter das Wort gegeben hatten, Dir das niemals zu sagen“, war ihre Antwort, „und wir konnten doch unser Wort nicht brechen.“ Merkt Ihr, liebe Leser, den moralischen Unterschied von einst und jetzt?

Der zweite Weihnachtstag brachte die Neuigkeit zur Gärtnerei meines Onkels Denzel, mit dem wir direkte Telefonverbindung hatten. Dieser beruhigte meine Mutter, indem er meinen Entschluss als sehr verständig beurteilte. Seine Frau, Tante Anna, hatte nichts Ei-

ligeres zu tun, als Tante Rikele (Friederike Benger) in Stuttgart anzurufen, die erklärte: „Das darf niemals geschehen!“ Onkel Schleissing und Onkel Pfisterer in seiner Goldfärbubude benachrichtigte ich persönlich, um Abschied zu nehmen, und alle machten sie große Augen – nach Afrika, wo hinter jedem Baum ein Schwarzer mit einer Lanze lauert, die er dem Weißen in den Rücken wirft! Jaa, so gefährlich stand dazumal der schwarze Erdteil in den Köpfen unserer Landsleute!

Mit einer Sylvesterbowle feierten wir Abschied, und am 1. Januar 1902 trug mich der Zug aus dem Heimatland über die Grenze nach Basel, wo ich mit Jannasch das Weitere besprach und am zweiten, dem sogenannten Beizelestag,² wieder in Biel eintraf.

²Beizele (schweizerisch): Kneipe.



Rückblick auf die Kindheit und Schulzeit

Am Wendepunkt meines Lebens angekommen, zog mein bisheriges Dasein teleskopartig an mir vorüber: Knapp ein Jahr nach der Geburt meiner ältesten Schwester, am 21. August 1878, musste ich in diese Welt einrücken!

An meinen Vater erinnere ich mich nur, wie er, ein schwarzes Kreuz in den gefalteten Händen, auf dem Bett tot dalag. Sechseinhalb Jahre alt war ich, da schlich ich mich an sein Bett, in der Absicht, ihn an der Hand zu fassen und zu sagen: „Stehe auf und wandle“ – wie ich es aus der Bibel kannte. Jedoch die Furcht ließ es nicht so weit kommen.

Aufgewachsen mit den Schwestern, wollte ich wie diese gekleidet sein und weigerte mich stets, Knabenkleidung zu tragen. Es war Winter, im vom Kindermädchen geschobenen Schlitten saßen zwei Schwestern, auf der rechten Seite stampfte Elisabeth durch den Schnee, links ich. In der ‚Hinteren Rinderbachstrasse‘ war es, wir hatten gerade Großvaters Hinterhaus passiert, da standen vor einem Uhrmachergeschäft einige „Gassenjungen“. Diese, mich sehend, riefen im Chor: „Oh, a Bua en Mädleskleider!“ Dieses Spottgeschrei gab den Ausschlag. Zu Hause angekommen, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als das Mädlesröckle mit Hemd und Hosen zu vertauschen.

Zu Ostern 1885 war ich als Abc-Schütze in die Volksschule gekommen; zu buchstabieren und mit einem Griffel die Buchstaben auf die Schiefertafel zu malen hieß es da. Bei den nächsten Ostern ging's dann in die zweite Klasse, wo diejenigen, die im Herbst in die Lateinschule zu gehen beabsichtigten, zusammengesetzt wurden. Mächtig fühlten wir „Lateiner“ uns dazumal, und mit Eifer kritzelten wir mit Feder und Tinte auf dem Papier herum. Die Tintenflecke an den Händen und dem Papier wetteiferten lustig miteinander. Weniger belustigend war es, als ich die erste ‚Tatze‘ mit dem Meerrohr auf meiner Hand fühlte. Ein Strom brach aus meinen Augen hervor, welchen der Herr Lehrer kaum zu stil-

len vermochte. Und erst zu Hause! Kaum hatte ich die Ladentür hinter mir geschlossen, rollten meine Tränen auf den Boden.

Im Herbst wanderten wir ins ‚Klösterle‘, einen Bau aus dem Mittelalter. Über hundert waren wir bei der Aufnahmeprüfung, nach derselben waren wir kaum sechzig, denen es vergönnt war, für ein Jahr bei dem endlosen Schönschreiben das Auf-Ab des cholerischen Elementarlehrers Straub zu hören. Sein Lieblings-Schimpfwort war ‚Du Hurebuble‘, welches Wort er auch – nach den Worten meines Onkels Pfisterer – den Sängern des ‚Liederkranzes‘, deren Dirigent er war, mit Vorliebe an den Kopf warf. Bildner der Jugend!

Im Herbst 1887 zogen nur noch zweiundvierzig Knaben in die erste Klasse der Lateinschule ein. Präzeptor Irion zog sein ein Quadratmeter großes rotes Taschentuch, knallte damit einige Male in der Luft, gab seiner Nase eine tüchtige Prise Schnupftabak und führte uns sodann in die lateinische Sprache mit ‚amo – amas – amat‘ ein.

In der zweiten Klasse hatten wir einen Hilfslehrer mit Namen Benesch. Montags, wenn er einen grünen Anzug anhatte, war er immer schlechter Laune, die wir armen Spitzbuben zu fühlen bekamen. Am Tag nach Kaisers Geburtstag erschien er morgens in bairischer hellblauer Uniform mit Helm und Schleppsäbel im Klassenzimmer, gab uns eine Aufgabe und holte, über das Pult gebeugt, den versäumten Schlaf nach. „Zwei Jahrgänge hat er mir ruiniert, bevor ich ihn entlassen habe“ – seufzte noch nach Jahren unser Rektor.

Der dritten Klasse ging der Ruf voraus, in Präzeptor Kaplan Tailer einen sehr strengen Lehrer vorzufinden. Ich fand ihn eigentlich nicht strenger als die anderen, sondern nur korrekter – er duldet keine Allotria¹ während des Unterrichts. Jetzt erhielten wir die Grammatik von Elen und Sefzat (oder wie diese Burschen hießen) – wir nannten sie ‚Elend und Seufzer‘. Außer einigen gereimten Versen wie: „Viele Wörter sind auf – is, – masculini generis“, und dann fing es endlos an – penis, panis, piscis ...; oder aber:

Die Milch trifft man beim Weibe an,
die Eier aber stets beim Mann;
Ausnahmen sind, merk’s ganz genau
Der Milchmann und die Eierfrau!

Ein Umstand erleichterte mir dieses Jahr. Der Katholik Tailer muss an mir, wie man so sagt, einen Affen gefressen haben, denn einmal sagte er: „Wem gleichst Du?“, und gab selbst die Antwort: „Mir!“ Dies mag wohl auch der Grund gewesen sein, dass er meiner Mutter den Vorschlag machte, mir Nachhilfestunden geben zu wollen.

Die vierte Klasse fing an, der Reallehrer² Winkler vorstand. Hier gab es eine Zweigklasse für Schüler, die an Stelle des Lateins Französisch als Hauptfach hatten und nach

¹Aus dem Griechischen: Allótria = sachfremde, abwegige Dinge.

²Als Realfächer wurden verschiedene Sachkunde-Fächer bezeichnet. Im früheren „Realgymnasium“ wurde zur damaligen Zeit zwar Latein unterrichtet, allerdings nicht das Fach Griechisch, das man nur in Gymnasien lernen konnte.

einem Jahr die Schule verließen. Reallehrer Winkler führte uns in die französische Sprache ein: *J'aime, tu aime, etc.* Gefühllos, wie dieser schön gewachsene, mit einem Vollbart gezierte Pädagoge war, gab er uns Taten; mich hieb er einmal so auf den rechten Daumen, dass ich zwei Tage weder eine Feder noch einen Löffel anfassen konnte.

Leider starb Präzeptor Tailer während der großen Ferien an einem Glas Bier, das er, erhitzt, bei einer Wanderung hinunterstürzte; an dessen Stelle kam ein widerlicher Bauernbursche, ein eingefleischter Jesuit. Trunk hieß er. Von uns ‚Trunkesnepperle‘ genannt! Uns Protestanten hatte er besonders auf dem Kieker, insbesondere aber mich; nicht begreifen konnte er eben, dass sein Vorgänger einen ‚Ketzer‘ in sein Haus kommen ließ, was ihm dessen frühere Haushälterin in der besten Absicht erzählt hatte. Schlechter Laune war dieser Knecht eigentlich immer – wohl ... weil seine Haushälterin seine Mutter war!

Jetzt ging es in die fünfte Klasse – in die Untertertia. Hier war der Klassenlehrer wiederum ein Pfarrer, Präzeptor Stähle, ein Koloss gleich einem Nilpferd. Auf der Brust und seinem Schmerbauch trug er das ganze Jahr über die Reste seiner Mahlzeiten, und freitags roch das ganze Klassenzimmer nach Knoblauch. Dieser edle Vertreter der Geistlichkeit besaß sonderbare Triebe. Zwei von unseren Leidtragenden bevorzugte er, über den Tisch zu ziehen und mit Berserkerwut ihre Kehrseite mit dem Meerrohr³ zu bearbeiten; dabei beschimpfte er den einen mit Vorliebe als ‚Wirtschaftslump‘. Dessen Vater besaß nämlich eine Bierbrauerei und, daran anschließend, eine Gastwirtschaft Wieder Andere kniff er in die Arme, so dass diese blutunterlaufen in allen Farben schimmerten. Ein Jahr später wurde diesem Inquisitor das Recht auf persönliche Bestrafung entzogen; nur das Eine verblieb ihm – er konnte unseren allseitig beliebten Famulus⁴ dazu beauftragen!! Außer dem Kneifen hatte dieser Diener des Herrn eine nicht minder gefährliche Angewohnheit. Er boxte seine Zöglinge gerne, und die Stöße fielen nur so auf Bauch und Magen. Für den Fall, dass er mich einmal so traktieren sollte, stand das Medikament längst in meinem Schädel. Als es einmal so weit war, krümmte ich mich so entsetzlich und mimte den halb Erschlagenen, bis er es mit der Angst zu tun bekam, verzweifelt hin und her sprang und auf ein Lebenszeichen von mir erleichtert ausrief: „Des Buale kamer net amol a bissele afassa.“ Und er hat Wort gehalten – das ganze Jahr hat er mich nie mehr angefasst. *Probatum est!*

Nun ging es in die Obertertia. Hier waltete Professor Berner, welchem der Ruf vorausging – sehr gefürchtet! Er unterrichtete in Latein und Geschichte. In der hintersten Reihe saßen zwei protestantische und vor diesen drei katholische Jünglinge, die auf das sogenannte Landexamen gedrillt wurden. Der eine der beiden Protestanten war mein Vetter, Otto Schleissing. Von ihm habe ich die paar Brocken Hebräisch, mit denen die Bibel anfangen soll, gelernt.

³Hier ist *Arundo* gemeint, ein hohes Rohrgras (Gattung der Gramineen) mit fast holzigem Stengel. Es wird als Zierpflanze an Teichen kultiviert, für Pfähle und Gartenzäune – oder eben auch (zu jener Zeit) als Instrument zur Bestrafung genutzt.

⁴Diener, Gehilfe im Sinne eines Assistenten bzw. einer „rechten Hand“.

Bislang hatten wir nur römische und griechische Geschichte und deren Mythologie, jetzt, zum ersten Mal, sollten wir deutsche Geschichte lernen, und zwar von der Reformation bis zur Französischen Revolution. Nie habe ich unseren Professor so wütend gesehen wie an dem Tag, an welchem er meinen Vetter aufrief mit der Frage: „Wer war Hus?“ und er die Antwort erhielt: „Er war ein Vorläufer der Reformation“. – Diese Antwort hatte er nicht erwartet; wutentbrannt schritt er auf den sich auf das Evangelisch-Theologische Seminar Vorbereitenden zu; dieser aber bekräftigte: „Hus war *kein* Ketzer!“ Ich hätte das Vorhergehende auch ungeschrieben sein lassen, wenn nicht in jenen Jahren unter uns Schülern der Drang nach Auseinandersetzung zwischen Protestantismus und Katholizismus geherrscht hätte. Verlassen wir dieses unerquickliche Bild und kehren in die Schule zurück.

Die Aufnahmeprüfung in die siebente Klasse wurde seit Jahren als leicht bezeichnet, d. h. in dem Hauptfach Latein; Reallehrer Winkler hatte die Aufsicht. Gelangweilt schritt er umher, und die Spickzettel flogen nur so hin und her. Anders war es in den übrigen Fächern für mich, speziell in Algebra und Geometrie.

In der Untersekunda unterrichtete der Rektor Klaus in eigener Person Latein, Griechisch, Griechische Geschichte und Mythologie sowie Deutsch. In Französisch unterrichtete uns Professor Reuter, genannt Balle, schon seit drei Jahren. Sein Klassenzimmer ging auf den Turnplatz, und da soll es vorgekommen sein, dass er zu seiner Klasse gesagt habe: Spielen die da unten Balle? Und seither trug er den Namen „Balle“. Über ihn und uns Lausbuben könnte man Bücher schreiben. Manchmal ging es in seiner Klasse chaotisch zu. Wie konnte es auch anders sein? War das Spektakel zu groß, stellte sich der kleine Greis mit funkelnden Augen vor die Klasse und sprach: „Ich glaube, es ist einer unruhig unter euch!“ „Ich glaube nicht“, tönte es von da und dort. Kam er auf mich mit gravitätischen Schritten zu, drehte ich mich schnell zu meinem Hintermann um und, den armen Professor nachahmend, sprach ich: „Bögel, Bögel, ich glaube, du bist unruhig!“ Und prompt echote Balle – „Ja, ich glaube auch!“ Und die ganze Klasse jauchzte. Immer, wenn der Herr Professor ernst sein wollte, grabbelte er mit der Linken auf den spärlichen Haaren seines Kinns herum; wir Flegel äfften dies natürlich nach, selbst, wenn wir ihm gegenüberstanden.

Bevor ich von unserem von uns so geplagten Professor Abschied nehme, muss ich noch eines Falles Erwähnung tun. Friedlich saßen wir bei unserer wöchentlichen Schularbeit da. Plötzlich rannte unser Professor, der hinter unserem Rücken auf hochgestellter Bank die Arbeiten einer anderen Klasse korrigierte, nach vorne, stellte sich vor Holzhauer – einen guten „Franzosen“ – und sprach: „Trotz meines Verbotes hast du soeben das Wörterbuch benutzt.“ „Nein, Herr Professor“. „Ich werf Dir Deine Lüge in den Hals! Ich gebe Dir jetzt eine Stunde Mittagsarrest von zwölf bis eins“; mit diesen Worten entspann sich ein längeres Wortgefecht zwischen Lehrer und Schüler, und mit Pathos sprach der ‚Gewaltige‘: „Jetzt will ich nur sehen, wer nachgibt, der Gescheitere gibt nach, ich gebe nicht nach!“ Auf diesen Orakelspruch hin wurde es in der Klasse laut.

Hesselberger aus Nürnberg, ein Sohn Judas, war Pensionär unseres Rektors, der ihn durchs ‚Einjährige‘ Examen bringen sollte; er war noch nicht so gefeit gegen die Attacken des Professors. Mit tiefem Gesicht stand dieser plötzlich vor dem einen Kopf größeren Hesselberger und sah denselben mit urkomischer Strenge wohl eine halbe Minute an. Mit immer rötlicher werdendem Gesicht verbiss sich der das Lachen. „Du lächelst“, sprach Balle. „Nein“, sagte Hesselberger. Und zu uns gewendet sollten wir bezeugen, dass der Arme gelächelt habe; im Chor riefen wir, dass wir nichts Derartiges gesehen hätten. Schließlich kam es soweit, dass der arme Delinquent sich nicht mehr halten konnte und dem Quälgeist eine Lachsalve entgegen brauste. Unter dem Vorwand, Hesselberger habe ihm ins Gesicht gespuckt, musste dieser drei Tage in den Karzer⁵ – ein Vorkommnis, das seit undenklichen Zeiten in diesem Lyzeum nicht stattgefunden hatte. Nachmittags zogen wir vors Rektorat, konnten aber nur die Zusicherung erhalten, dass unser Mitschüler vom Examen nicht ausgeschlossen werde. Nun ja – was sollte der Rektor auch machen; er konnte doch ‚Balle‘ nicht fallen lassen!

Zwei weitere Fächer hatten wir bei ihm: Mathematische Geographie nannte sich das eine und Englisch das andere. Am Schluss dieser Stunde sangen wir zur größten Freude unseres Lehrers mit dessen Mitwirkung den „Yankee Doodle“, dass das ganze Klösterle zitterte.

Schon in der Obertertia war Professor Bürgle mein liebster Lehrer. Er führte uns in die Geheimnisse der Algebra und der Geometrie ein. In immer gleichmäßigem, ruhigen Bass und ernster Miene – ich habe ihn niemals lachen sehen – waltete er seines Amtes. Diesen beiden Realfächern hatte ich es zu verdanken, dass ich trotz meiner unter aller Kritik liegenden Lateinnote mit Leichtigkeit in die Untersekunda rutschte.

Ungerecht wäre es, würde ich nicht Derer gedenken, die uns in den Nebenfächern unterrichteten. Das Amt des Religionslehrers übte der jeweilige evangelische Stadtvikar aus. An eines erinnere ich mich noch sehr gut: Er erschien jeden Mittwoch und Samstag mit schön frisiertem Rollenkopf an der Seite seines ebenso schön aufgeputzten Pudels, der mäuschenstill den Ausführungen seines Herrn wohl mehr Aufmerksamkeit schenkte als wir, die wir unter den hohen Bänken noch schnell die Vokabeln für die nächste Stunde durchnahmen.

Dem Zeichenunterricht stand Herr Pfletschinger – genannt Pflätsche – vor. Einer großen Untugend wegen nicht sehr beliebt! Er konnte plötzlich hinter einem Unruhegeist erscheinen, zog ihn an den Haaren der Schläfe hoch und sprach: „Bürschle, Bürschle, kenn‘ Deinen Vater gut, werd‘ schon einmal mit ihm schriftlich reden.“ Und dies sagte er auch einmal unter großem Gelächter zu mir, obwohl mein Vater bereits zehn Jahre unter der Erde lag.

Geometrisches Zeichnen überwachte der ‚Hausknecht‘, so genannt, weil er stets mit beiden Händen in den Hosentaschen einherging. Mit geometrischer Genauigkeit hätte dieser Jüngling gerne Ohrfeigen ausgeteilt. Einmal, erinnere ich mich noch, bot er einem

⁵ Früher in Schulen und Universitäten vorhandene Arrestzelle.

meiner Mitschüler eine Ohrfeige oder eine Stunde Mittagsarrest an und war sehr unglücklich, dass der Schüler das Letztere wählte. Immer und immer wieder kam er und sprach: „An Ihrer Stelle würde ich doch lieber eine Ohrfeige vorziehen – eine Stunde ist doch eine sehr lange Zeit“, - und immer wieder musste unser Hausknecht ein „Nein“ in seine Hosentaschen stecken.

Unser Turnlehrer, der zugleich Kommandeur der Gmünder Feuerwehr war, wurde vom ganzen Klösterle geliebt und geachtet. Ich war ein sangesfreudiger Jüngling; leider waren meine Mitmenschen nicht sehr erbaut von meinen Gesängen. Wie sollte ich auch singen lernen, wenn ich schon das zweite Jahr weit hinten im Musiksaal sitzen musste, was konnte ich dafür, wenn mein „La“ mit dem „La“ der Stimmgabel oder gar mit dem des unermüdlich schreienden Gesanglehrers nicht ganz – sagen wir – auf eine Ebene gebracht werden konnte. Immer wieder musste ich Ängste ausstehen, wenn ich den Schweiß unter seiner Perücke hervorquellen sah und sein „La“ in allen Tonarten mit der Stimmgabel um die Wette zu meinen Ohren herniederschwebte. Schließlich einigten sich die drei verschiedenen Stimmen und verbannten mich in den Hintergrund. Nichts desto weniger lasse ich heute, nach siebzig Jahren, noch ebenso meine eigenen Gesänge zum Himmel emporsteigen.

So zog ich in mein letztes Examen ein.

Meine Lateinarbeit war nicht gerade ermutigend. Nun kamen meine Hauptfächer. Geometrie eine acht, Algebra ebenso. Bei diesen Arbeiten saß mein Freund aus Aalen neben mir und bearbeitete mein Hosenbein mit kräftigen Stößen. Einander zu helfen war fast eine Unmöglichkeit, da Professor Bürgle in Person hinter einer großen Zeitung saß und nur sein manchmal scharf ausgestoßenes „Bs“ verriet, dass er noch da war. Dreifach zählten diese drei Fächer. Sechzig Punkte war das Wenigste, das man haben mußte. Für die noch fehlenden zwölf war mir nicht bange. Diese schaffte ich mit Leichtigkeit in Geschichte und Deutsch, und ich spekulierte schon auf die Note „gut“ – wozu mir aber ein einziger Punkt fehlte.

Die „Preisverteilung“ fand mit einem Festakt in der Aula statt, bei der mein bisheriger Freund – Hermann Hayd – in seiner Eigenschaft als *Primus omnium* die Festrede hielt. Ich sagte ‚bisheriger‘ Freund, denn von nun ab ward unsere Freundschaft aufgehoben, da ich ihn in Algebra um *einen* einzigen Punkt geschlagen hatte. Kinderei!

Mit einem Commers⁶ endete die Qual meiner ersten Jugendzeit.

Lehr- und Wanderjahre

So hatte ich also die Berechtigung für den ‚Einjährigen‘ freiwilligen Dienst in der Tasche.⁷ Wie ich mich damals fühlte, ist auszusprechen einfach unmöglich; die ganze Welt hätte ich umarmen mögen.

⁶In der Studentensprache: Festveranstaltung (frz. commerce: Verkehr, Handel).

⁷Das einst so genannte ‚Einjährige‘ entsprach der heutigen ‚Mittleren Reife‘.

Am 21. August 1894, also an meinem 16. Geburtstag, reiste ich mit meiner guten Mutter nach Künzelsau im Hohenlohischen, wo sie mich meinem nunmehrigen Lehrherrn – Herrn Gustav Büchstenstein in der Firma Heinrich Boehm – übergab.

Des andern Tages reiste meine Mutter (schweren Herzens) wieder ab und ließ mich mutterseelenallein zurück.

Nun saß ich in dem winzigen, vier auf fünf Meter großen Kontor⁸ zur Rechten des Prinzipals, neben dem Prokuristen Jakob – einem Neffen und stillen Teilhaber des Prinzipals. Mir gegenüber saß Otto Zorn, der einen Monat nach mir eingetretene Lehrkollege. An drei weiteren Pulten saßen ein Kommiss⁹ und zwei ältere Lehrlinge. In dem Ladengeschäft, das fünfmal so geräumig war, waltete Luise, ein etwas ältliches Fräulein mit dem Spitznamen ‚Safelies‘, den man aber nur verborgen aussprechen durfte!

Otto und wir beiden Jüngsten hatten bei monatlicher Abwechslung täglich viermal die Briefe und Pakete auf das Postamt zu befördern und die eingetroffenen zu holen. Daneben hatten wir Hunderterlei zu tun: alles Schriftliche zu kopieren, eingehende Fakturen¹⁰ zu kontrollieren, alles Mögliche und Unmögliche war zu tun. Im Magazin mithelfen tat ich gerne, weniger gerne folgte ich dem Ruf der Safelies – „Hermann, gehen’s raus“ – wo man den Kunden bewachen musste, wenn die Dame in den Keller musste, um etwa einen Hering oder Backsteinkäse zu holen. Zu allem musste der Stift¹¹ heran. Abends von sieben bis acht Uhr war Ruhepause, da ging der Herr – ‚Fuchs‘ war sein Spitzname – ins Hotel, um mit Seinesgleichen zu diskutieren. Nach gemeinsam eingenommenem Abendbrot ging’s wiederum ins Kontor, wo vor elf Uhr, zwölf Uhr nachts von August bis April kaum einmal die elektrischen Lampen gelöscht wurden. Wollte es der Prinzipalin manchmal zu lange dauern, nahm sie ihren Ehegespons einfach in die Arme und zog ihn mit davon. Zu dem bereitgestellten Wein und Brot schleppten wir Lehrlinge je nach Jahreszeit ein paar Pfund Emmentaler oder Münchner Bierkäse, Rollmöpfe etc. heran. Gab es frische Bismarckheringe, so blieb von einer vollen Büchse von zweiunddreißig Stück nichts übrig. Und um sechs Uhr im Sommer und um sieben Uhr im Winter saßen wir schon wieder im Kontor beim *Café au lait*.

Plötzlich erschien im Laden ein bislang dort nie gesehener Gast – das hübsche Töchterlein des Oberamtsbaumeisters, und wir wurden angewiesen, für ihre Einkäufe ein Konto zu führen. Dieser gewichtige Herr war gewonnen für des Fuchses neues Projekt – das vierstöckige Magazingebäude zu verdoppeln, und zwar über dem hart am Magazin vorbeifließenden Mühlbach. Den Stadtrat zu gewinnen, war eine Leichtigkeit; mit den leicht hingeworfenen Worten: „Wenn ich mich hier nicht ausdehnen kann, muss ich eben so langsam nach Heilbronn übersiedeln!“ Ach was. Nehmen wir von Künzelsau Abschied; eine herrliche Zeit war es auf jeden Fall!

⁸ Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein übliche Bezeichnung für ein kaufmännisches Büro.

⁹ Handelsgehilfe.

¹⁰ Rechnungen.

¹¹ Altertümlich für „Lehrling“.

Nicht gerne wurde es gesehen, dass der Lehrling gleich nach dem dritten Jahr sein Bündel schnürte. Als der Prinzipal es spitzbekommen hatte, war er etwas verschnupft. Als ich sagte: „Was ich hier lernen konnte, habe ich gelernt, jetzt möchte ich eben etwas Anderes sehen“, war die Antwort: „Ja, eigentlich haste recht!“ Die Chefs der drei nächsten Engagements – Blattgold-Nürnberg, Zigarrenfabrik Heidelberg und Mehlgeschäft *en gros* Villingen – fragten erst bei meinem Lehrherrn Verschiedenes an, darunter auch – welcher Religion ich angehöre. Er gab mir das Schreiben zur Beantwortung. „Religion?“ fragte ich. „Soll ich nicht ‚Jude‘ sagen?“ fragte ich Herrn Büchsenstein, es werden wohl Nachkommen Abrahams sein. Mehlhändler! „Nein“, sagte er, und ich schrieb „evangelisch“, worauf ich prompt engagiert wurde. Der eine meiner Brotherren, Herr Bantlin, war nämlich ein fanatischer Katholikenhasser. Alles, was mit dieser Religion zusammenhing, war ihm ein Greuel.

Villingen war stockkatholisch, am Fronleichnamstag nahm er seine Frau und mich, fuhr mit uns nach Donaueschingen, von wo aus wir eine wunderschöne Fußwanderung nach Sigmaringen zur Hohenzollernburg machten. Die Ironie des Schicksals wollte, dass, als wir unterwegs in der Klosterwirtschaft von Beuron saßen, die dortigen Mönche keine vierzig Schritte von uns entfernt ihren Umzug hielten. Wie Gefangene, die an die frische Luft geführt werden, mutete mich diese ganze Zeremonie an, und in das Getuschel und Gelächter der zahlreichen hübschen Kellnerinnen mischte sich der lateinische Gesang der Mönche. So kam mein Prinzipal vom Regen in die Traufe. Gefallen hat mir diese meine erste Stelle nicht; es war eben nichts zu tun, und ich langweilte mich fast zu Tode. In ein bis zwei Stunden war alles getan. Abends aber, wenn ich gerade nach Hause gehen wollte, kam einer der Chefs: „Jetzt wollen wir schnell für morgen den Wagen laden“ – und nun konnte ich noch eine Stunde dasitzen und die Rechnungen schreiben – während ich den ganzen geschlagenen Tag im Büro sitzen musste und nicht wusste, wie die Zeit totschlugen. Ach, wie sehnte ich mich damals nach meiner Lehrlingsstelle zurück!

Was fiel nicht alles in diese dreizehn Monate meiner Villingen Zeit! „Tanzen lernen“ sollte ich für die Hochzeit meiner ältesten Schwester Elisabeth – ein schweres Unternehmen für einen, der bis heute noch nicht eine Mazurka¹² von einem Hopfwalzer unterscheiden kann! Jesses Maria und a Stückl Joseph! Ich kam mir vor wie ein Frosch in Wilhelm Buschs Bilderbuch. Und jetzt schleifte mich mein zweiter Chef zu einem Maskenball. Frau Wolber, die Schwester meines einen Chefs – Bantlin – wollte partout mit mir tanzen, und schleppte mich armen Wallenstein (denn dessen Kostüm hatte ich vom Theaterdirektor, meinem Tanzlehrer, geliehen) auf und davon. Das Vergebliche eines Kampfes einsehend, ließ sie mich schon nach den ersten Schritten mit den Worten los: „Nacht muss es sein, wenn Friedlands Sterne leuchten“.¹³ Fast zu Tode langweilte ich mich und war höchst erfreut, als mir ein Freund die freie Stelle als ‚Reisender‘ in seines Onkels Seifenfabrik anbot.

¹² Polnischer Tanz im Dreivierteltakt.

¹³ Zitat aus Friedrich Schillers Drama „Wallenstein“.

So ward ich also Kommiss-Voyageur der Seifenfabrik Fritz Schulz in Rastatt. Viel Spaß machte es mir, mit den Kunden über ihre mannigfaltigen Nöte lange Gespräche zu führen; dazwischen verkaufte ich immer wieder einen Seifenartikel mehr, ohne dass ihnen dies recht bewusst wurde. Ich wunderte mich immer, dass wir so viele Wirtschaften als Kunden hatten. Bald roch ich aus den Erzählungen den Braten. Mein Vorgänger – Frick hieß er – hatte den Bauern „christliche Vorträge“ gehalten und dabei seine andächtigen Zuhörer freigehalten!

Stündeler¹⁴ war mein Seifenfritze, der donnerstags und natürlich sonntags Predigt-abende abhielt, wobei er der Prediger war in einem dafür in seiner Fabrik eingerichteten Saal. Auf Drängen nahm ich auch einmal an einer solchen Séance teil und wunderte mich nicht wenig, dass sich in der Hauptsache Soldaten – einfache, Unteroffiziere und selbst ein General, der stets von Baden-Baden herüberkam – unter den Zuhörern befanden.

Mit Wehmut erzählte mir Herr Schultz, dass mein Vorgänger Frick oftmals so schöne Ansprachen in den Bibelstunden gehalten habe, er ihn aber habe entlassen müssen, als er dahinterkam, dass der ihm mehrere Tausend Mark veruntreut hatte, die dann sein Vater, ein reicher Schwarzwälder Bauer, ersetzt habe.

Oh diese heiligen Brüder! Neben meinem Gehalt hatte ich noch drei Prozent Verkaufsprovision; kam ich samstags nach Hause, so berechnete ich diese, wobei wir uns stets in die Haare kamen, denn er packte manchmal bis zu dreißig Prozent mehr Seife ein, deren Verkauf ich sodann für die Provision beanspruchte.

In christlicher Liebe bekam ich keinen Hausschlüssel – ich solle nur an sein Schlafzimmerfenster klopfen, wenn ich nach Hause komme. Ich hatte wirklich kein Verlangen, auszugehen; erstens kannte ich ja kaum einen Menschen in Rastatt, und zum anderen konnte ich mich selbst unterhalten. Mein Widerspruchsgeist ließ mir jedoch keine Ruhe. Samstags ging ich in den Kaufmännischen Club; kam ich dann etwa um zwölf Uhr nach Hause, klopfte ich; kam der Schlüssel dann durch die Jalousie, so war ich nicht mehr da, freute mich in meinem warmen Mantel und erwartete um die Ecke den Herrn Chef am Tor, das einen offenen Gang abschloss; freundlich grüßend sagte ich „Gute Nacht!“ So einer bin ich.

In der Weihnachtswoche ließ ich mich in die Geheimnisse der Seifensiederei einführen. Und nach Neujahr ging's wieder auf Tour.

In den ersten Tagen des Monats Februar 1899 erhielt ich einen Brief aus der Schweiz, von Louis Tuerler *Denrees coloniales*,¹⁵ Bienne. Längst hatte ich nicht mehr daran gedacht, dass ich von Villingen aus an die Vermittlungsstelle des Züricher Kaufmännischen Vereins geschrieben hatte. Alles war klipp und klar; an einem Faden nur hing die Anstellung ... Welcher Religion gehört er an? Und wann kann er eintreten?

Ersteres war schnell beantwortet; beim zweiten war der wunde Punkt im Gesetz: Sechs Wochen vor dem Quartal konnte nur gekündigt werden. Bis zum Fünfzehnten musste ich

¹⁴Die Bezeichnung „Stündeler“ war/ist ein deutsch-schweizerischer Ausdruck für eine von Genf und dem Waadtland ausgehende methodistische Gruppierung. Sie bezieht sich auf deren Übung, Gebetsstunden abzuhalten.

¹⁵Kolonialwaren.

also meine definitive Anstellung in Händen haben. Der Fünfzehnte kam, und ich sollte auf Tour gehen. „Es ist höchste Zeit, wenn Sie noch den Zug erreichen wollen“, meinte mein Brotherr, und ich wusste kaum mehr, was ich alles noch vergessen hatte. Da endlich sah ich den Postboten die Straße heraufkommen. Wie langsam kroch er daher und jetzt hatte ich den Brief in Händen. Fieberhaft riss ich den Umschlag entzwei, ein Blick in den Brief und meine Kündigung auf den 1. April traf den Herrn Prinzipal so plötzlich, dass ihm die in Händen gehaltene Uhr auf den Boden kollerte. Meinen Musterkoffer ergreifend eilte ich zur Tür. „Bleiben Sie, bleiben Sie, morgen geht auch noch ein Zug“, rief er und ich kroch ins Büro. In scheinheiliger Demut, wie einmal die Stündeler sind, kam er mich hier besuchen. Den Hausschlüssel legte er mir auf den Tisch. „Oh“, meinte ich, „ich bin ganz zufrieden auch ohne dieses Stückchen Eisen“ – und schob das Ding weg. Sodann kam er wieder mit einem anderen Argument: „Sie können nicht auf den 1. April kündigen, sondern erst auf den 1. Juli; fragen Sie nur Ihren Rechtsanwalt.“ „Der Idiot“, dachte ich, und empfahl ihm, dies zu tun.

Immer giftiger wurde der ‚heilige Mann‘, je näher der Termin meiner Abreise heranrückte. Die letzte Woche leitete der Palmsonntag ein. Als ich wie gewöhnlich von dem Militär-Gottesdienst, den ich gerne neben den Gefangenen auf der Empore sitzend besuchte, zurückkam, spritzte – wie ich glaubte – das letzte Gift. „Hoffentlich“, sprach er, „bekommen Sie keine Schwierigkeiten wegen Fahnenflucht, da Sie ja im dienstpflichtigen Alter sind.“ „Keine Sorge, Herr Schultz, als Einjähriger genieße ich nach der Zurückstellung im vorigen Jahr bis zum 23. Lebensjahr wieder meine Freiheit.“ Mit diesen Worten ward auch diese Attacke zurückgeschlagen.

Die mir bleibenden drei Arbeitstage benutzte ich abschließend, meine Abrechnung von der letzten Reiseweche zu machen. Von den Seifen, die ich auf Abruf verkauft hatte, wollte er mir meine Provision nicht geben; ich wäre ja dann nicht mehr da, meinte er. Diesmal war ich aber der Stärkere, da ich das Geld noch in Händen hatte. So ging die Quängelei bis zum letzten Tag!

In der ‚Freien Schweiz‘

Der 1. April fiel auf den Ostersamstag. Da am Gründonnerstag und Karfreitag sowieso nicht gearbeitet wurde, bat ich, er möge mich schon am Donnerstag gehen lassen. Glaubt ihr, dass dieser Christ darin einwilligte? Am Karfreitag gab er mir in letzter Stunde ein Zeugnis, das ich ihm sogleich *retour* gab und ein zweites schrieb, das von Lob nur so tropfte.

Am 1. April 1899 brachte mich der Zug über Basel in die ‚Freie Schweiz‘.

Das erste, was mir auffiel, war, dass die Richtung der Züge nicht wie bei uns ausgerufen, sondern ausgesungen wurde. Zum anderen blieb mir in Erinnerung, wie in Delemont ein Mädchen in schmucker Heilsarmee-Uniform mir ein ganzes Bündel Papiere in

die Hand drückte, auf diese Weise für mein Seelenheil sorgend. Nur zu bald fuhr der Zug in Biel ein – ich fuhr nämlich sehr gerne mit der Eisenbahn. Und bald stand ich im Geschäft meines zukünftigen Prinzipals. Ein hagerer Herr trat auf mich zu mit den Worten: „Bschur Msje“. „Das ist also Original-Französisch“, dachte ich, und erwiderte in Hochdeutsch. „Ah, se san dr Herr Goetz, desch aber reacht.“ Er wechselte einige Brocken Französisch mit seiner Frau, wovon ich keine Silbe verstand, und fort ging’s ins nahe gelegene *Hôtel Croix Bleu*. Hier sollte ich wohnen und essen bis auf Weiteres.

„Gott der Gerechte“! War ich also wieder bei einem Stündeler gelandet? Als Monsieur erfuhr, dass ich am Ostersonntag den Gottesdienst in der Hauptkirche besucht hatte, sandte er mir andern Morgens einen mir gleichaltrigen Jungen, der mich in die „freie Kirche“ geleiten sollte, wo M. Schlatter predigte, während er selbst in die *Eglise libre* ging, wo in französischer Sprache gepredigt wurde. Diese freien Kirchen waren nicht staatlich, sondern wurden von den Mitgliedern unterhalten und dünkten sich den anderen weit überlegen.

Weit gefehlt, dass ich mich erhaben über meine Mitmenschen fühlte! Wollte ich meinen sündigen Leib einmal zum Abendmahl bringen, wurde mir dies mit den Worten versagt, dass ich für diese Gnade vielleicht noch nicht genug reif sei! Und so gab ich mir eben selbst die Absolution.

Zwei Jahre waren vergangen, da hörte ich von der Kanzel die Worte: „Wenn wir nicht die Gewissheit hätten, dass Christus in den Himmel gefahren ist, so wäre unser Glaube null und nichtig.“ Dies war am Karfreitag 1901. Und da ich diese Gewissheit anzweifelte, sah mich fortan keine Kirche mehr, und ich war jahrelang – ja, mein ganzes Leben – auf der Suche nach einer Lösung.

Es waren herrliche Jahre, die ich hier verleben durfte. Grauenhafte Zustände herrschten in Monsieur Tuerlers kaufmännischem Betrieb – Briefordner, Kontokorrentbücher, überhaupt alles fehlte. Zwei kniehohe Stöße von bezahlten und unbezahlten Rechnungen lagen neben mir auf dem Boden; Geschäftsbriefen erging es nicht anders.

Einige Briefordner und zwei Hauptbücher für Kreditoren und Debitoren sollten wir unbedingt haben, sagte ich. Mit leicht nervöser Stimme meinte er: „Sie sagen, dies und jenes soll ich anschaffen, und ich weiß noch nicht einmal, ob es Ihnen auch bei mir gefällt.“ Neben dem Wenigen des Laufenden machte ich mich an die Rechnungen, die ich auf ihre Richtigkeit überprüfte. Als ich ihm die erste Factura zeigte, bei welcher sich der Lieferant zu seinen Gunsten um einige zehn Franken ‚verrechnet‘ hatte, kam der gute Mann mit den gewünschten Büchern an. Und die Sache lohnte sich: Nach einiger Zeit konnten wir nicht weniger als achthundert Franken als zu viel bezahlt – bei einem einzigen Lieferanten – nachweisen!!

Nun war der Bann gebrochen. Die drei ersten Tage der Woche war ich auf Reisen, donnerstags im Büro, freitags besuchte ich die Stadtkundschaft, deren Bestellungen ihr am Samstag mit einem Bernhardinergespann – später mit Pferdewagen – zugeführt wurden. Auf diese Weise lernte ich die weitere Umgebung kennen. Besonders im Sommer war dies

wunderschön; die freudige Erinnerung, besonders an die Tour rund um den Bielersee, ist mir bis heute im hohen Alter von achtundachtzig Jahren geblieben.

Stündeler sind sich doch überall gleich. Per Zufall fand ich einmal eine Karte unseres Leinöl-Lieferanten, die besagte, dass wir vom letzten Abschluss noch ein Fass stehen hätten. Da ich ein diesbezügliches Schreiben im Kopierbuch nicht finden konnte, fragte ich Fräulein Hämmerli – wir hatten nämlich inzwischen ein Bürofräulein angeschafft –, und sie verriet mir den geheimzuhaltenden Text der Anfrage. Noch am selben Tag verkaufte ich dieses letzte Fass Leinöl, da die Preise ins Horrende gestiegen waren, mit einem Extra-profit von über hundert Franken und rief es sofort ab. Erst dann machte ich mir ein Vergnügen daraus, meinen so ‚christlichen‘ Stündeler durch den Kakao zu ziehen. „Sie hätten klipp und klar den Leuten schreiben müssen: „Ihr habt euch geirrt““. So ein Aas war ich damals!

Mit der Heilsarmee kam ich erst in der Schweiz in Berührung. Diese Sekte betrieb neben ihrer christlichen Heilswirkung auch Handel für das leibliche Wohlergehen der Menschheit. Von dorthier bezogen wir unseren Tee. Nun begab es sich, dass eines Tages drei Herren von der Eidgenössischen Nahrungsmittelkontrolle erschienen. Sie schnüffelten überall herum, bis sie an das Teelager kamen, wo sie einige Originalbüchsen von zweiundeinhalb und fünf Kilo erbrachen und an Stelle von Tee Teestaub vorfanden. Sie nahmen den ganzen Vorrat mit, und nach wenigen Tagen kam ein Strafmandat über zweihundertfünfzig Franken. Nicht lange währte es, da stand General Both, ein Engländer und Oberster der Schweizer Heilsarmee, von Basel kommend in Person da. Das Gespräch wurde sehr geheimnisvoll geführt – ich sah nur meinen mitleidig dastehenden Prinzipal ab und zu die Augen trocknen. Komisch, nicht wahr? Beinahe wäre es zu einem Streit gekommen, da ich darauf bestand, dass der ganze Schaden diesem edlen Haus abgezogen wurde. Beim Abschied des Generals zitierte ich Oktavian in der Totenrede auf Cäsar: „Doch Brutus ist ein ehrenwerter Mann!“

Der verhinderte Vaterlandsverteidiger

Auf dem Bezirksamt in Donaueschingen hatte ich mich einst zum Militärdienst gemeldet, wurde jedoch als „körperlich zu schwach“ zurückgestellt und brauchte mich so als „Einjähriger“ erst im dreiundzwanzigsten Lebensjahr wieder zu melden. Und so begab es sich, dass ich im Frühjahr des Jahres 1901 nach meiner Geburtsstadt Schwäbisch Gmünd zog, um mich daselbst mustern zu lassen. Mit zwanzig Jahren wäre ich gerne Soldat gewesen; jetzt aber fühlte ich mich zu alt, um vor jedem Vorgesetzten „Männlein“ zu machen. Nach acht Schwitzbädern in den letzten fünf Tagen reiste ich zur letzten Musterung nach Hause. Tags danach ging's zur Voruntersuchung zum Regiments-

arzt, der mein Bedauern anhören durfte, als er mir eröffnete, dass ich wohl keine Aussicht hätte, genommen zu werden.

Am darauffolgenden Tag, es war ein Samstag, ging es zur Hauptmusterung in das Gasthaus ‚Zum weißen Ochsen‘, und hier bekam ich gleich den ersten und letzten militärischen Anschnauzer. Ich gab meinen Gestellungszettel einem Unteroffizier. Er las und riss das Maul auf: „Warum sind Sie nicht am Mittwoch erschienen, das war der Tag für die Einjährig-Freiwilligen.“

„Lesen Sie bitte, ich bin auf den heutigen Tag bestellt“, sagte ich ruhig. „Stellen Sie sich um elf Uhr wieder ein“ brüllte der ‚Generalsanwärter‘.

Die Wartezeit benützte ich, um eine Tante, die in der Nähe wohnte, zu besuchen und einige Gläschen Weisswein zu trinken, um heftiges Herzklopfen zu erzeugen.

Als Letzter stellte ich mich in die Reihe der zukünftigen Vaterlandsverteidiger. Ich wurde gemessen: 164 cm, dann gewogen: 48 Kilo! Hier reckten sich alle Schreiberseelen, selbst der mächtige Koloss von einem Oberstabsarzt ließ seine Stimme ertönen: „Der leichteste Rekrut!“ Jetzt oder nie. Apathisch stand ich vor dem Riesen. Brustumfang: „Atmen Sie jetzt tief!“ Auch das ‚Tiefatmen‘ hatte ich gelernt – zwei ganze Centimeter wurden festgestellt. Er drückte noch da und dort herum, untersuchte das Herz und kam schließlich zum Hals: „Machen Sie Sport?“ „Nein“, sagte ich, und fuhr fort: „Ich arbeite zur Zeit in der Schweiz, mache dort manchmal mit Freunden eine Bergtour, da komme ich nicht recht mit.“ Darauf vernahm ich den Orakelspruch: „MS 3 sehr stark – körperlich zu schwach – Landsturm mit Waffen.“

Meine Frechheit ging noch so weit, dass ich den Arzt bat, mein Herz zu untersuchen, da ich ja bei den Dampfbädern stets einen Ohnmachtsanfall erlitten hätte. Als ich hörte „alles in Ordnung“, machte ich kehrt und verschwand. Eine halbe Stunde hernach hatte ich einen Zettel in der Hand: „Der Landsturm unterliegt in Friedenszeiten keinerlei Kontrolle!“ Hatte ich mit sechzehn Jahren gejubelt „Frei vom Schulzwang!“, so jubelte es jetzt in meinem Innersten „Frei vom Militärdienst!“ Die nächsten zwei Wochen meines Urlaubs benützte ich, mir die Schweiz innerhalb ihrer vier Grenzen anzusehen.

Der Drang nach Außen muss doch in vielen Familien vererbt sein. Drei Brüder meiner Mutter wanderten nach Amerika aus, und einige meiner Vettern taten dasselbe. Immer mehr zogen mich die außereuropäischen Kontinente in ihren Bann. Ich nahm mir vor, meine Stellung hier aufzugeben, um über Hamburg oder Großbritannien nach Übersee zu kommen. Nur noch Fräulein Rosa Schumacher, eine Kundin unseres Geschäftes, fesselte mich an Europa. Im Juni 1901 befragte ich eine italienische Kartenlegerin, die öfter in den Laden vom Rösli kam. Ihr Spruch lautete: „In sieben Tagen oder sieben Wochen oder sieben Monaten werden Sie wissen, wohin Sie gehen.“ Das war wenig, aber doch mehr als nichts. Da mir der Glaube an dieses delphische Orakel fehlte, dachte ich bald nicht mehr daran.